

Architektur als Mimesis



Ralf Mennekes

Architektur als Mimesis

MICHAEL IMHOF VERLAG

Inhalt

ERSTER TEIL: Deutung des Raumes

I. Elementare Architektur	9	II. Monumentale Architektur	75
1. Luftschlösser.....	11	1. Geordneter Raum.....	75
2. Erdhöhlen	19	2. Repräsentation elementarer Architektur	92
3. Herdfeuer	27	3. Beispiele monumentaler Architektur	105
4. Wasserbau	44		
5. Quintessenz.....	70		

ÜBERGANG

III. Gegen-Ordnungen	189
1. Israel: Architektur der Erinnerung	191
2. Hellas: Architektur der Begegnung	207
3. Asien: Architektur der Möglichkeit.....	225

ZWEITER TEIL: Ermessen der Zeit

IV. Epiphanische Architektur	233	V. Allusive Architektur	307
1. Eschatologische Architektur	234	1. Quintessenz.....	307
2. Anthropozentrische Architektur	276	2. Historismus.....	312
3. Retrospektive Architektur.....	291	3. Naturalismus	328
		4. Technizismus	341
		5. Soziologismus.....	356

SCHLUSS: Architektur als Mimesis	377
---	-----

Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 202

©2025
Michael Imhof Verlag GmbH & Co. KG
Stettiner Straße 25
D-36100 Petersberg
Tel.: 0661/2919166-0; Fax: 0661/2919166-9
www.imhof-verlag.de, info@imhof-verlag.de

Reproduktion und Gestaltung
Anna Krannig-Wess, Michael Imhof Verlag

Druck
mediaprint solutions GmbH, Paderborn

Printed in EU
ISBN 978-3-7319-0796-1

Umschlag
Sakkara, Grabbezirk des Königs Djoser mit Stufenpyramide und Hebsed-Hof.

Abbildung Seite 2
Reims, Langhaus der Kathedrale mit Blick zur Westwand.

Architektur in der Welt, Welt in der Architektur –
das wäre der Rahmen für Architektur als Mimesis.
Als Mimesis ist Architektur Artikulation der Welt,
wie sie dem Menschen wesentlich ist. Denn
die Welt wird im Menschen, wie der Mensch in der Welt.

ERSTER TEIL: Deutung des Raumes

I. Elementare Architektur

„Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester;
der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“
(Jesus in Mt. 8,20) ¹

Der Mensch hat keinen Trieb zum Bauen, wie Erdferkel, Vögel und Spinnen ihn haben. Ihm wachsen keine Hornschaufeln zum Graben, ihm quillt kein Faden zum Weben. Er ist obdachlos von Natur. Doch der Mensch braucht einen Ort der Ruhe, einen Raum, der Schutz verheißt. Rückzugs- und Geborgenheitsräume bieten sich jenseits der Erdoberfläche – sei es oberhalb in den Lüften, sei es unterhalb in der Erde: Bäume und Höhlen schaffen Distanz zur alltäglichen Welt der Gefahren.²

So klein die Entfernung zum Alltag auch sein mag, so bedeutsam ist sie doch für den Menschen, zunächst in ihrer Schutzfunktion ganz existentiell, in der Folge dann auch im Empfinden. Grundsätzlich stimmt zwar Otto Friedrich Bollnows Beobachtung, daß der Mensch an die Grenze zwischen Erd- und Luftraum gebunden ist: „Das geringe Maß, in dem er sich davon entfernen kann, indem er auf Bäume steigt oder in Höhlen kriecht, indem er Häuser und Türme errichtet oder Brunnen und Bergwerke gräbt, ja selbst indem er sich im Flugzeug zeitweilig über die Erdoberfläche erhebt, all das kann nichts daran ändern, daß der Mensch grundsätzlich an diesen zweidimensionalen Raum gebunden ist, so wie der Atlas ihn abbildet.“ Welche Welten sich aber auftun zwischen Alltagsraum und Schutzräumen in Luft und Erde, erfaßt Ernst Bloch sehr klar, wenn

er notiert: „Eine Frau erzählt: ‚Ich wünschte mich unter den Schrank, dort wollte ich leben und mit dem Hund spielen.‘ Ein Mann erzählt: ‚Wir bauten uns als Knaben einen Stand zwischen den Ästen, der von unten nicht gesehen werden konnte. Saß man oben, wurde gar noch die Leiter hochgezogen und jede Verbindung mit dem Boden unterbrochen, dann fühlten wir uns vollkommen glücklich.‘ Darin malt sich das eigene Zimmer vor, das freie Leben, das kommt.“³ So blieben Baum und Höhle als Jenseits der Alltagswelt ausgezeichnete Orte der Geborgenheit, des Bei-sich- und Im-Eigentlichen-Seins auch dann noch, als der Mensch sie als Zufluchtsorte kaum mehr brauchte. Denn die Faszination, die Kinder für Baumhäuser und Höhlen empfinden, ist heute noch ungebrochen und findet in der Kinder- und Jugendliteratur einen starken Widerhall.⁴

Was den Menschen in die Kindheit schien, blieb den Erwachsenen heilig. Als sie die Schutzräume der Natur bereits verlassen und sich ein eigenes Zimmer gebaut hatten, ehrten sie doch die alte Zuflucht als heilige Orte. Das Jenseits der Erdoberfläche, wo die Not der alltäglichen Selbsterhaltung zur Reflexion des freien Seins überschritten wurde, galt ihnen weiterhin als Punkt intensiver Berührung mit höheren Mächten: Götter wohnten im Himmel und in Unterwelten. Schamanen stiegen auf Bäume und von dort in den Himmel,

1 Die Bibel wird zitiert nach der Neuen Jerusalemer Bibel mit dem Text der Einheitsübersetzung. – Generell zur Zitierweise: Nachweise erfolgen jeweils am Ende eines Abschnitts. Wörtliche Zitate werden in der Reihenfolge ihres Auftretens nachgewiesen; Belege ohne wörtliche Übernahme werden mit „vgl.“ gekennzeichnet.

2 „Die Vormenschen haben vermutlich aus Furcht vor Löwen, Leoparden oder Säbelzahn-Katzen an geschützten Orten – wie in Höhlen, auf Felsen oder auf Bäumen – die Nacht verbracht“, meint z.B. Ernst Probst in seinem großen Werk über „Deutschland in der Steinzeit“ (Probst 1991, S.26). Bei Höhlen allerdings mußte man sichergehen, daß nicht jene Beutegreifer sie schon bewohnten, vor denen man sich schützen wollte. – Zum angeborenen Trieb zum Bauen: Nicht alle Vogelarten bauen Nester, nicht alle Spinnenarten spinnen Netze; diejenigen, die es tun, tun es aber immer nach ihrer Art.

3 Bollnow 1976, S.47; Bloch 1977, S.22 f.

4 Dies ist nicht im Sinne eines psychogenetischen Grundgesetzes gemeint. Daß aber auch genetische Ursachen eine Rolle spielen mögen, erwähnt etwa Carsten Niemitz, der über die kindliche Freude am Klettern sagt: „Die meisten Menschenkinder klettern gern. Sie finden Klettern einfach ganz toll! Auf der ganzen Welt

gibt es sicher kaum einen Spielplatz ohne ein Klettergerüst oder zumindest ohne irgendeine Art von Klettergelegenheit. (...) Nach all den oben dargelegten Haeckel'schen Rekapitulationen und unter Berücksichtigung der erstaunlich dauerhaften, alten Gene, die in den letzten Jahren entdeckt wurden, halte ich es für sinnvoll anzunehmen, dass die Motivation, ja die Freude am Klettern sich schlicht und einfach Bahn bricht. Es kann sich ohne weiteres um Verhaltensgene handeln, die den arborealen Teil unserer semiterrestrischen Vergangenheit widerspiegeln.“ (Niemitz 2004, S.135) In jedem Falle ist aber Helmuth Plessners Mahnung zu beachten: „Es kann sein, ich will es nicht bestreiten, daß vergangene Daseins- und Bewußtseinsweisen sich in der Unterschicht unseres heutigen Daseins und Bewußtseins erhalten haben, aber ich wage dann die Behauptung, daß aus der unterbauenden, der tragenden Funktion dessen, was sich da niedergeschlagen und erhalten hat, für unser heutiges Bewußtsein nicht ohne weiteres Rückschlüsse auf die damaligen Funktionen möglich sind. Man muß mit dem Funktionswandel der frühen bzw. alten Schichten rechnen, sonst kommt es zur Verzerrung der Perspektiven.“ (Plessner 1952, S.351) Man hat sich einen erwachsenen Homo erectus jedenfalls als einen Erwachsenen, nicht als ein Kind vorzustellen.



Abb. 29 | Zikkurat von Dur Untasch, Elam (Tschoga Zambil, Iran).

werden konnte. (Die tieferen Schichten sind – wie oben schon erwähnt – des Grundwassers wegen nicht zugänglich.) Der zentrale Sakralbereich des Stadtgottes Marduk lag im Zentrum der Stadt. Auf ihn waren die großen Verkehrsstränge ausgerichtet. Die Zikkurat überragte alle umliegenden Gebäude, so daß schon von ferne das Grundschema von Umschließung und zentraler Erhöhung erkennbar war. Da die Götterwohnungen unverrückbar waren, darf man annehmen, daß dieses Schema schon im Plan der altbabylonischen Siedlung sichtbar war.²⁵¹

Dieselben Prinzipien von Umschließung und Erhöhung zeigt auch ein so kleiner Ort wie Haradum sehr deutlich, der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts am mittleren Euphrat gegründet und 1981-88 ausgegraben wurde: Eine annähernd

quadratische Stadtmauer umfaßt einen Ort, der – dies eine Besonderheit – inmitten der Stadt einen freien Platz hat, von dem aus man über einige Stufen zum Tempel hinaufsteigen kann.²⁵²

Obwohl der Tempel, mit Arno Kose zu sprechen, „die Lebensmitte der Gemeinschaft und den Ort ihrer Identifikation bildete, lag er nicht immer im Zentrum der Stadt: Während er sich in Uruk, Ur, Larsa und Nippur nahe dem Mittelpunkt befand, lag er in Isin, Sippar, Kiš und Maškan-šapir am Stadtrand.“ Dennoch galt: „Der Tempel ragte in Südmesopotamien – insbesondere dank seiner Zikkurat – aus dem Häusermeer heraus und prägte das Stadtbild.“ So kann man mit Elizabeth Stone sagen: „the main temple was always the highest part of the settlement and served as a visual focus.“²⁵³

jeder babylonischen Stadt [Novák spricht hier speziell von der Residenzstadt. R.M.]: Sämtliche primäre Verkehrsstränge waren auf ihn ausgerichtet, vor allem die für den Kult bedeutsamen ‚Prozessionsstraßen‘. Somit war das Sakralzentrum als Symbol der gemeinschaftsfördernden Religion in den Mittelpunkt des wahrgenommenen Stadtbildes gerückt und drückte die ideologisch fundierten Machtverhältnisse innerhalb eines urbanen Gemeinwesens aus.“ Vgl. auch Huot 1990, S.185: „La ville mésopotamienne est un don des dieux parce qu'elle abrite leur demeure et la protège par ses remparts.“

Bereits die sumerische Stadt zeigte sich Ernst Heinrich zufolge „als ein ummauertes, rundliches oder ovaies Gebilde mit der Zikkurat und dem Tempel des Hauptgottes in der Mitte oder dem Schwerpunkt.“ Im umzirkelten Zentrum verbanden sich die vertikale Weltachse und die horizontale Scheidung von städtischem Kosmos und Steppenchaos.²⁵⁴

Assyrische Städte

Die assyrischen Städte teilten mit den babylonischen das Grundprinzip, zeigten aber charakteristische Unterschiede, wie Marc Van De Mieroop deutlich macht: „The planned cities of Babylonia and Assyria thus show similarities in that their general layouts were highly regular, and preferably rectangular. They differed, however, in the location of their cult centres. In Babylonia, these were in the centre of the city, separated from the palace, while in Assyria they were located with the palace on a citadel on the city wall.“²⁵⁵

Bei den zu Städten anwachsenden Dörfern war dennoch der babylonische Einfluß Stone zufolge anfänglich wirksam: „In the third and early second millennia, as political centralization spread into Assyria, some of these village sites became seats of political power and grew into cities. In most cases this change seems to have been quite abrupt. The old settlement mound took on the role served by the platforms and ziggurats found in the cities of the south and supported the temples, while a new fortification system was developed to encircle a large lower town.“ Allerdings wurde in Assyrien die Oberstadt in der Regel nur zu einer Seite hin erweitert, so daß

der alte Siedlungshügel am Stadtrand blieb, während nur im Nordwesten (im heutigen Syrien und Iran) das Modell einer ringsum von Unterstadt umgebenen Oberstadt bekannt war – meist mit dem Ideal der Rundstadt kombiniert.²⁵⁶

Wohnhäuser

Dieselben Prinzipien der Umschließung und Erhöhung, die die Stadt in ihrer Gesamtform prägten, finden sich auch bei den einzelnen Gebäuden wieder. Auch sie schotteten sich nach außen ab und öffneten sich im Inneren nach oben hin. Die Abschließung gegen außen zeigte sich in weitgehender Fensterlosigkeit. Im Stadthaus gab es meist gar kein Außen, weil die Häuser direkt aneinandergebaut waren und nur eine einzige, geschlossene Front zur Straße hatten, die sich nur in Geschäftsstraßen mit einem vom Haus abgelösten Geschäftsraum zur Straße hin öffnete.²⁵⁷

Entsprechend war die Öffnung nach innen das notwendige Pendant. Ob diese Öffnung sich auf einen Innenhof wie beim (elaborierten) Hofhaus oder auf einen zu Belichtung- und Belüftungszwecken überhöhten Innenraum ausrichtete, läßt sich bei Ausgrabungen oft kaum mehr entscheiden. In beiden Fällen ist der räumliche Eindruck derjenige einer Öffnung nach oben inmitten des nach außen abgeschlossenen Hauses. War das Haus zweistöckig (wofür Jean-Claude Margueron einige Hinweise und Beispiele gebracht hat), dann verstärkte der desto höhere Mittelsaal oder Hof den Höhenzug im Inneren noch.²⁵⁸ Hausmodelle, die in Mari gefunden wurden und sich heu-

Periode das „fully-flanked main room“-Haus bevorzugte, das sich auch schon in älteren Schichten fand: „Thus it must be assumed that this was the normal plan in Akkadian times even where no restrictions were imposed by the plan of the house below.“ Hill in Delougaz / Hill / Lloyd 1967, S.146 f. Delougaz ebd. S.247 f. ist sehr vorsichtig mit der Festlegung auf bestimmte Entwicklungslinien in der mesopotamischen Architekturgeschichte, anerkennt aber ebenfalls die Vorherrschaft des Zentralraumhauses von einem gewissen Zeitpunkt an: „In accepting the disposition of the smaller room as determining the type of house, we may note that at Khafajah our excavations did not reveal the type of house plan with a central area around which rooms were grouped prior to the rebuilding that took place on a fairly large scale at House 6. Whether this central area, which became typical of well planned houses subsequently, has to be interpreted as a roofed room, as Mr. Hill believed, or as a court cannot be decided, I feel, on the basis of size alone.“ (S.275) Bei der archäologischen Ausgrabung der Fundamente und Ruinen ist meist nur anhand von Indizien zu erschließen, ob der Zentralraum überdacht war oder nicht (sofern er nicht einfach zu groß war für eine Überdachung). Harold D. Hill nennt etwa als Indizien für eine Überdachung die Positionierung des Küchenherdes nahe dem Eingang (statt im Hof), den Mangel an wasserfesten gebrannten Fliesen und Drainagen im Zentralraum, das

251 Vgl. Novák 1999, S.91–104, hier insbesondere S.98. Zum Tempelturm Etemenanki vgl. Schmid 1995. Daß im chaldäischen Babylon der Palast auf der nördlichen Stadtmauer saß, geht dagegen, wie schon Ernst Heinrich erkannte, auf assyrische Einflüsse zurück (vgl. Novák 1999, S.104).

252 Vgl. Kepinski-Lecomte 1996 (Abb. ebd. S.192 f.) und Huot 1990, S.214–216.

253 Kose 1999, S.33 und S.33; Stone 1995, S.238. Vgl. auch Novák 1999, S.370: „Der in der Stadtmitte gelegene Tempel der jeweiligen Stadtgottheit war das beherrschende intraurbane Element

254 Heinrich 1982, S.150. Heinrich betont allerdings selbst, daß die Zikkurat hier noch eine bloße Hochterrasse mit ein oder zwei Stufen war und das Stadtbild noch nicht derart dominierte wie die babylonische Zikkurat. – Xella 2000 betont, daß die Peripherie nicht ausschließlich negativ abgegrenzt ist, sondern dialektisch das Zentrum unterstützt und ermöglicht.

255 Van De Mieroop 1997, S.93.

256 Stone 1995, S.243. Zu den Formen der Erweiterung der Oberstadt vgl. Novák 1999, S.378 f.

257 Vgl. Schmidt 1964 und Margueron 1996. Margueron deutet Grundrisse, bei denen eine Mauer direkt um das Haus herumgezogen ist, so, daß hier Fenster im Erdgeschoß gewesen seien und deshalb das Haus durch die Mauer gegen die Straße geschützt wurde. An der Abgrenzung gegen außen ändert sich dadurch nichts. – Schmidt 1964 unterschied eine agglutinierende Bauweise, die durch immer größere Verdichtung den vielfältig genutzten Negativraum zwischen den Häusern allmählich aufzehrte, von einem Straßennetz mit vorgeplanten Parzellen aneinandergebauter Hofhäuser, die sich nach außen hin abschlossen. Ersteres sei für den syrischen Raum, letzteres für die Städte im südlichen Mesopotamien charakteristisch. In Assyrien durchquerten einige große Straßen ein Netz von Winkelgassen.

258 Vgl. z.B. Margueron 1996. – Hill kam nach Auswertung seiner Ausgrabung in Tell Asmar zu dem Schluß, daß die akkadische

sich einzeln oder – wie bei den Megalithalleen von Carnac in der Bretagne (Abb.32) – in parallelen Bändern durchs Land ziehen, lassen sich wohl am ehesten als Prozessionswege erklären. So meinte auch Fernand Niel: „Ihr Plan weist auf Prozessionswege hin und läßt an ein zwischen den Steinreihen wandelndes Gefolge denken. Denn vergessen wir nicht, es handelt sich um langgestreckte Bauten; bewegungslos zwischen den Reihen stehende Leute wie man es sich z.B. im Innern von Kromlechs vorstellen kann, sind undenkbar.“ Für Prozessionen spricht auch, daß z.B. die Reihen von Ménec bei Carnac oder die „West Kennet Avenue“ und die „Beckhampton Avenue“ in Avebury an beiden Enden in (Menhir-) Ringen endeten, also höchstwahrscheinlich in ganz ähnlicher Weise Kultplätze miteinander verbanden, wie es die Sphingenallee von Karnak nach Luxor tat. Fragt man sich, wie Bewegung des Wassers oder Bewegung auf dem Wasser sich überhaupt architektonisch in Stein repräsentieren ließe, so erscheinen die Menhirstraßen der Bretagne als eine ziemlich ideale Lösung. Ob auf diesen Straßen auch Prozessionen mit Repräsentationen von Booten oder sonstigen Fahrzeugen stattfanden, muß der Phantasie überlassen bleiben. Auffällig ist aber, daß insbesondere die frühen Doppelsteinreihen die Anbindung eines Steinkreises an nahegelegene Flüsse und Seen schufen: „Avenue after avenue led from water to a stone circle: Broomend of Crichtie from the River Don; Callanish from the direction of Loch Roag; the short Stanton Drew avenues from the River Chew; the extension at Stonehenge from the River Avon; the Kennet avenue from the springs and streams in the Kennet valley. The Beckhampton avenue crossed the Winterbourne brook. What rites were involved in these hydrographic associations remains unknown. Rituals of purification and fertility are not unlikely.“²⁸¹ Mike Parker Pearson stellte die Hypothese auf, daß Stonehenge als Monument der Ahnen und der Woodhenge von Durrington Walls als Festplatz der Lebenden einander entprochen hätten und der River Avon als die Verbindung zwischen beiden gesehen worden sei. Susan Greaney führt aus, daß Parker Pearson die These mit C. Richards zusammen wieder aufnahm: „(...) the exact role of the river was not specified in the original hypothesis, and they suggest an alter-

native, that it was ‚a metaphoric route for a more intangible passage‘ instead (...). One could go further to suggest that the avenues that link Durrington Walls and Stonehenge to the river are about connecting these monuments to a source of power, to a flow of energy, and to a wider world of places and meanings, rather than creating a particular routeway.“²⁸²

Quintessenz

Es gibt also deutliche Indizien dafür, daß die Megalithkulturen den Übergang zur symbolischen Repräsentation elementarer Architektur vollzogen hatten und alle Formen elementarer Architektur repräsentierten. Und es scheinen diese Einzelrepräsentationen an ausgewählten Orten zu Gesamtkomplexen verbunden worden zu sein. Solche Metastrukturen gab es insbesondere in der Salisbury-Ebene, in den „Marlborough Downs“, auf den Orkney-Inseln und in Carnac. Francis Pryor meint, daß auch Holme-next-the-Sea höchstwahrscheinlich Teil eines größeren Komplexes gewesen sei, der jetzt größtenteils unter der Wasserlinie liege: “Small sites like it are almost invariably found within larger ritual landscapes.“ „Many archaeologists are inclined to regard these clusterings as interactive ceremonial networks – ‚supercomplexes‘ as it were – though the reality is that there is very little apart from intervisibility (sometimes not even that) and, occasionally, mutual orientation to indicate ceremonial interrelationship. No doubt a complex matrix of interactions was in play within any given cluster at any one time and was in continual evolution over time. This matrix presumably derived from, and to a significant extent mirrored, the complex and continually changing matrix of social interaction.“²⁸³

Wenn es letztlich offen bleiben muß, wie weit die Bildung einer organisierten Metastruktur tatsächlich gediehen war, kann man doch feststellen, daß auch sie nur eine Summe gewesen wäre, nicht aber eine sich entfaltende Sinnstruktur wie der ägyptische Tempel. Noch wäre also das Gesamte nicht im Sinne einer pyramidalen Raumordnung entwickelt – mit vier Himmelsrichtungen, Ausrichtung am rechten Winkel, symmetrischer Gestaltung und Klimax. Bemerkenswert ist



Abb. 32 | Steinreihen von Le Ménec, Carnac, in der Bretagne.

aber, daß es offenbar Ansätze zur Pyramidenbildung gab. Davon zeugt der Silbury Hill bei Avebury (Abb.33), der binnen kurzer Zeit in der Mitte des dritten Jahrtausends vor Christus errichtet wurde und bei einer Höhe von 40 Metern einen Durchmesser von 160 Metern hat. „At the beginning of construction a geometric centre was selected on a flat terrace of ground. From the centre lengths of strings were laid in radial fashion out to a distance of 17 metres (was this a solar symbol?). Around this perimeter was erected a continuous kerb of sandstone menhirs – a sort of stone palisade.“ Das Zentrum wurde dann einen Meter hoch mit Erde bedeckt, so daß dieser Hügel einen Durchmesser von fünf Metern hatte. Das Ganze war von einer Palisade aus hölzernen Pfosten und geflochtenem Zweigwerk umgeben. „So in its initial conception Silbury Hill consisted of a menhir ring and wooden-post palisade around a low mound.“ Dann wurde nach kürzester

Zeit die ganze Anlage innerhalb der Palisaden drei Meter hoch mit Erde befüllt. Dieser zweite Hügel wurde wiederum mit einem dritten, fünf Meter hohen Hügel umfassen. „The chalk for this third mound came from a circular ditch excavated about 20 metres out from the mound. / Sometimes later, work began on another, larger ditch some 27 metres further out; this new ditch was about 45 metres wide and up to 7 metres deep. The chalk from it was cut into small blocks and these were used to construct 7 circular terraces above the basal platform at the level of the new ditch. Each terrace was designed as a system of radial and concentric casemate walls of chalk blocks, backfilled with chalk rubble, dust and soil to create an extremely stable framework. (...) When the stepped terraces were completed, the structure received a smooth casing of chalk.“²⁸⁴

281 Niel 1977, S.89; Burl 1993, S.72. In den späteren „avenues“ sei dagegen meist ein Grabmonument das Ziel gewesen. Devereux 2006, S.167 meint, daß die Steinreihen und die früheren Cursus-Monumente vielleicht den Geistern vorbehalten und reine „Totenstraßen“ waren. Auch in diesem Falle hätte man es mit einer ähnlichen Vorstellung wie derjenigen zu tun, daß Götter oder Tote sich mit und in Booten fortbewegten. Zu den Steinreihen vgl. vor allem Burl 1993, außerdem Wightman 2007, S.315–320. Vgl. Pryor 2001, S.97 f.: „It was suggested by Professor Richard Atkinson (who excavated extensively at Stonehenge in the 1950s), in a book published in 1956, that the Avenue was laid out to transport bluestones from the river Avon,

where they had been delivered after a perilous crossing of the Severn estuary following their journey up the Bristol Channel from Wales. This is a satisfying idea, but sadly it won't work, because we know for a fact that the Avenue was constructed *after* the bluestones had arrived.“ (Hervorhebung im Original)
282 Greaney 2021, S.271 (Hervorhebung des Zitats von S.497 des rezensierten Buches im Original); zu Parker Pearsons These vgl. ebd. S.267.
283 Pryor 2001, S.279; Wightman 2007, S.320. Zum Problem insgesamt vgl. ebd. S.320–324 und Pryor 2001, S.79–108: „Ritual Landscapes“.

284 Zitate von Wightman 2007, S.313 f.; zum Silbury Hill und seinen Verwandten vgl. ebd. S.311–315 und Burl 2002, S.171–183. Detaillierte Grabungsergebnisse bei Whittle 1997, S.5–49.

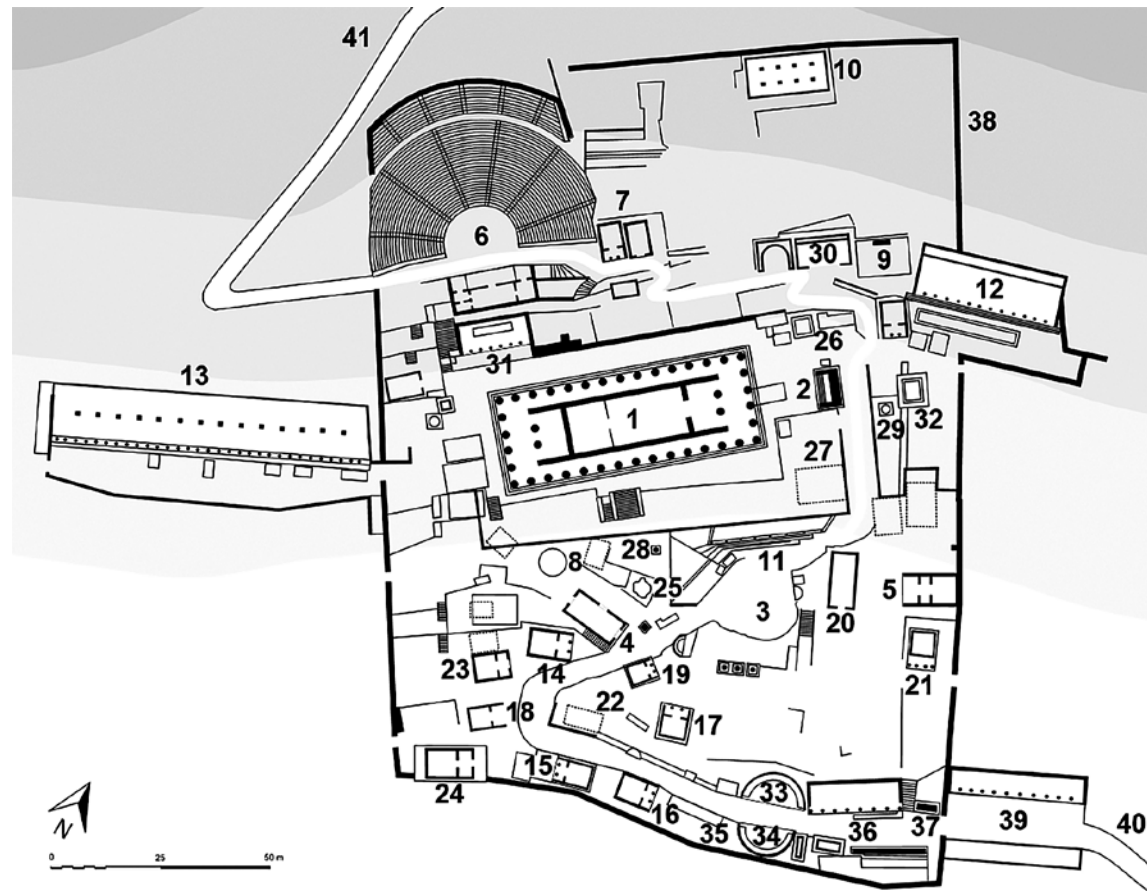


Abb. 45 | Delphi. Tempelbezirk. Südlich des Tempels (1) der von den Schatzhäusern umgebene ansteigende Zugangsweg.

klassischen Hellas die Gestalt von intellektuellen Abenteuern einzelner Menschen annehmen und wurde nicht durch den Druck von Hierarchien behindert, die dazu neigen, an Traditionen festzuhalten.“ Während also ein bürokratisch verwaltetes Reich wie das ägyptische seinen Hofstil bis in die Provinz hinaustrug und dabei genau darauf achtete, welcher Person und welchem Gebäude welches abgestufte Maß an Repräsentation zugestanden wurde, kam es hier auf der Grundlage relativer Gleichheit zu einer freien Konkurrenz der Bürger, Städte und Stadtstaaten untereinander. Innerhalb der Städte war die Struktur „nicht mehr einem einzigen Zentrum subordiniert, sondern eine Konstellation mehrerer Zentren: Heiligtum, Agora, Nekropolen.“ Alle drei Bereiche wurden, so Tonio Hölscher weiter, „zunehmend voneinander getrennt.“ Sie dienten je für sich der Begegnung mit den Menschen, den Göttern und den Toten: „mit den Mitbürgern in der Volksversammlung auf der Agora, mit den Göttern bei den poliadischen Festen in den Heiligtümern, mit den Toten bei den Begräbnisfeiern an den Gräbern.“⁹⁴

Im Unterschied zu den Städten, die sehr früh schon auf einem Raster gründeten, scheint bei den Ensembles der Monumentalarchitektur und der heiligen Bezirke jedwede Ordnung zu fehlen (Abb.45). „Before the classical period the Greeks showed little interest in axuality and bilateral symmetry, and even then they rarely applied such design principles before the Hellenistic period. On the other hand they possessed a talent for appreciating the *genius loci*, developing an intuitive sense of how buildings should best be arranged both in relation to each other and to the surrounding landscape (the sanctuaries of Apollo and Athena at Delphi are cases in point). To what extent this feeling for vista, particularly in relation to the relative siting of buildings within a sanctuary, was articulated and codified by the Greeks has been a matter for some debate, though there is no doubt that, at least by the 5th century BC, whenever possible Greek architects paid particular attention to siting their creations to best advantage. Topographical issues were not confined to the physical and aesthetic but extended to the sacred. The

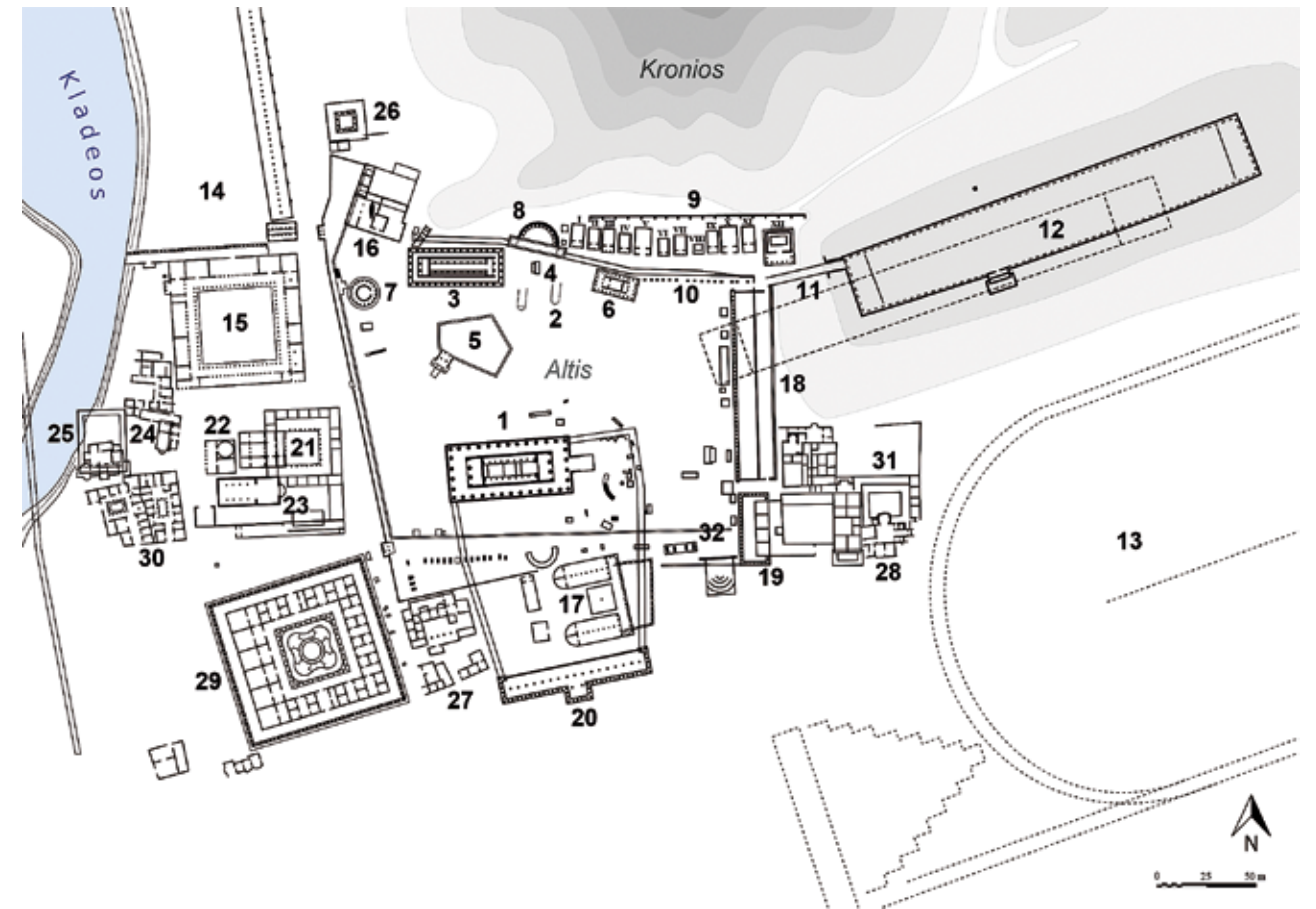


Abb. 46 | Olympia. Plan des Heiligtums mit Zeus-Tempel (1), Heraion (Hera-Tempel) (3), Pelopion (5), Schatzhäusern (9) und Stadion II/III (11/12) sowie – aus hellenistischer Zeit – Gymnasion (14) mit Palaistra (15).

Greeks of the Late Bronze and Early Iron Ages had developed a rich mythology around places in the natural landscape, and many aspects of their sacred architecture came to be wedded to this sacred geography: in the siting of sanctuaries, in the movement of pilgrims to and within sanctuaries along ‘sacred ways’ and in the siting and sizing of major structures.”⁹⁵

Dabei ist festzuhalten, daß die Griechen sich nicht der Landschaft einfach anpaßten, sondern sie gaben dem jeweiligen Ort erst seine Prägnanz, indem sie eine individuell gestaltete Architektur derart hineinstellten, daß der Ort darin seine Vollendung erfuhr und gleichsam sprechend wurde. In gewisser Weise gilt somit für alle Hellenen, was Gottfried

⁹⁴ Voegelin 2003, V, S.18; Hölscher 1998, alle Zitate S.24 f.

⁹⁵ Wightman 2007, S.433 f. Als ein Beispiel dafür, wie man die Wirkung zu erklären suchte, sei K.A. Doxiadis genannt: Er meinte nachweisen zu können, daß es speziell die Eingänge (zum Temenos, zum Hof, zur Agora etc.) waren, auf die hin alle Teile des Architekturkomplexes berechnet seien: „Im allgemeinen kann man alle Gebäude einer Anlage ganz sehen, oder, wenn das für einige Gebäude nicht möglich gemacht werden kann, dann werden zumindest alle Überschneidungen vermieden, meist dadurch, daß die zurückliegenden Gebäude durch davorstehende gänzlich verdeckt werden.“ (Doxiadis 1937, S.11) Die Gebäude selbst sind aber in der schönsten Schrägansicht und gerade nicht en face oder im Profil zu sehen. Die antiken Architekten, so Doxiadis, berechneten die Blickachsen auf die Ecken eines Gebäudes, also auf die Grenze von bebautem und freiem Raum hin. Diese Blickachsen öffneten sich nach gleichen Winkelabständen zum Betrachter

(360°/12 bei dorischen, 360°/10 bei ionischen Anlagen): „Vom Menschen aus ist die ganze Anlage durch Anwendung verschiedener Richtungen, Schwinkel und Abstände nach einem mathematischen System ausgestaltet.“ (Ebd. S.136) „Das Grundgesetz dieses Systems lautet, daß der Mensch Zentrum und Ausgangspunkt für die Gestaltung des Raumes ist.“ (S.135) „So fühlt jeder Mensch, der eine Anlage betritt, sofort ihre Struktur, er wird unvermittelt zu seinem Ziel geleitet, klar und rein sieht er alle Formen, das Ganze vor sich, seinen Weg kann er erkennen, frei bleibt er aber, sich zu bewegen; (...)“ (S.141) Norberg-Schulz 1975 bescheinigt diesem Versuch „a basic misunderstanding of the Greek intentions.“ Denn griechische Heiligtümer seien „determined by the character of the places, the topos, and do not admit any geometrical grouping of buildings which would symbolize a more abstract, general order.“ (S.47)

ZWEITER TEIL:

Ermessen der Zeit

IV. Epiphanische Architektur

„Kunstwerke sind neutralisierte und dadurch qualitativ veränderte Epiphanien. Sollten die antiken Gottheiten an ihren Kultstätten flüchtig erscheinen oder wenigstens in der Vorzeit erschienen sein, so ist dies Erscheinen zum Gesetz der Permanenz von Kunstwerken geworden um den Preis der Leibhaftigkeit des Erscheinenden.“
(Theodor W. Adorno)¹

Oben wurde schon angedeutet, daß im Glauben an Jesus als den Christus die Gegen-Ordnungen Israels und Hellas‘ einen neuen Sinnhorizont erhielten, der aus den Gegen-Ordnungen eine ganz neue, nicht mehr auf den Grund und das Gegen-Bild der kosmologischen Reiche bezogene Ordnung der Zeit machte. Diese neue Ordnung der Zeit hat die Besonderheit, sich erst am Ende ganz zu erfüllen und zu enthüllen. Im gegenwärtigen Zustand der Unabgeschlossenheit erweist sie sich zwangsläufig als eine unvollständige, die ohne den Glauben, der sie vorwegnehmend zur Vollendung ergänzt, von Chaos kaum zu unterscheiden wäre. Verliert sich der Glaube, bleibt nur Chaos. Von daher kann der Sinn – dann allerdings ein großartiger, von kosmologischen Kulturen kaum zu erahnen-der Sinn – nur durch proleptisches Vertrauen gewonnen werden. Das Vertrauen in die Zusage des Gottessohnes, daß die Zeit erfüllt sei, erfordert intellektuelle Anstrengung und immer erneuerte geistige Hochspannung. Geht die Spannung verloren, bleibt nicht die Ordnung der Natur, des Raumes, des Festkalenders, – sondern das reine Nichts, ein sinnloses Gewese. Oder in Helmuth Plessners Worten: „Hält der Glaube an den geoffenbarten Sinn der eschatologischen Zeitordnung dem Zweifel nicht stand und entschwindet dem Bewußtsein die transzendente Bedeutung des einsinnig gerichteten Weltverlaufs, so verödet die Zeit zur schlechten Unendlichkeit des bloßen Nacheinanders ohne Anfang und Ende.“²

Diese Spannung gibt der europäischen Kunst ein Gepräge, das sie grundsätzlich sowohl von den altorientalischen Kulturen als auch von Indien und China unterscheidet. Dieses Äußerste zu wagen, den Sinn ganz aus der Transzendenz heraus zu gewinnen, bedurfte es vielleicht eben jener doppelten Wurzel der israelitischen und der griechischen Ausprägung der Achsenzeit: In Griechenland erstand zuerst jene Erfüllung im Augenblick, in dem Mensch und Gott sich direkt berühren. Ist das Streben nach solcher Erfüllung im Erlebnis des Augenblicks nicht mehr zu stillen, kann es sich auf die Zukunft richten. Verbindet solche Hoffnung auf die Zukunft sich mit der Perspektive eines historischen Projektes Gottes, so ist diejenige Konstellation erreicht, die die frühchristliche Naherwartung der Wiederkunft Christi prägte. Betrachtet man das Geschehen stärker aus der Perspektive des christlichen Glaubens, so wird man sagen, daß die Erfüllung, die die Griechen im Moment des Sieges oder der Berückung suchten, einen historischen Moment lang gegeben war, als die Liebe selbst menschgeworden auf Erden lebte und wandelte. Mit Jesu Tod blieb nurmehr die Erinnerung an den Augenblick der Erfüllung, von dem aus sich das Versprechen in die Zukunft spannte, daß am Jüngsten Tage die Zeit der Unvollendetheit auf immer ein Ende haben und die Welt als erlöste auf ewig neu geschaffen werde. Damit erfüllte sich die Geschichte als Projekt Gottes, das von der Schöpfung durch Zeit und Gegenwart hindurch bis ans Ende der Zeiten reicht.³

¹ Adorno 1970, S.125.

² Plessner 1952, S.361.

³ Vgl. Quispel 1952: „So wie im Neuen Testament der Mensch in einem Prozeß steht, der seinen Sinn und Segen von einem unsichtbaren Ende empfängt, so hat auch die Menschheit, ja der Kosmos ein Eschaton, ein Telos, das vom Ende her leuchtet und wie ein Magnet das Geschehen auf sich zieht. (...) / Und doch würde man die Eigentlichkeit des urchristlichen Zeitgefühls verpassen, wenn man es nur vom Ende her verstehen wollte. Das Entscheidende war vielmehr das Zentrale, das Leben und Sterben von Jesus. Dies ist das einmalige, unwiederholbare, schlechthin entscheidende Faktum, das die Geschichte bedingt und das neue Zeitgefühl bewirkt: von hierher bekommt der Lauf der Zeit Richtung, von hierher strebt die Zeit zu einem Ende hin.“ Wir rechnen im christlich geprägten Weltteil bis heute die Zeit nach Christi Geburt: „Unsere Zeit wird von einer Mitte her gemessen, die die Nachzeit bestimmt, auf die die Vorzeit hin-

strebt. Bei jeder geschichtlichen Zählung der Jahre gilt als verschwiegene Voraussetzung, daß zwischen dem Zeitabschnitt vor Christi Geburt und dem Zeitabschnitt nach Christi Geburt eine Zäsur fällt. Unsere Historia hat ein Zentrum.“ (S.115) Vgl. Cullmann 1962, S.62: „Weil die Zeit als fortlaufende Linie gedacht ist, darum kann sich hier etwas ‚erfüllen‘, kann ein göttlicher Plan durchgehend zur Ausführung gelangen, kann das am Ende der Linie winkende Ziel dem ganzen auf der gesamten Linie sich vollziehenden Geschehen die dorthin strebende Tendenz verleihen, kann endlich die entscheidende Mitte der Christustat der feste Halt sein, der allem dahinter und allem davor liegenden Geschehen als Wegweiser dient.“ „Die heilsgeschichtliche Bedeutung, wie sie freilich schon im Alten Testament vorliegt, aber doch nur vorgebildet ist, kann erst im Lichte der innerhalb der Zeit schon erfolgten Erfüllung in Christi Tod und Auferstehung in eine ganz straffe Gesamtlinie eingebaut werden.“ (Ebd. S.67)

dem insofern entgegen, als die Kuppelform in ihrer Ähnlichkeit zum Firmament immer etwas Weites und Ungreifbares hatte. So erhielt die römische Architektur ihr ultimatives Ziel im auferstandenen Christus in der Apsidenkalotte der Basilika. Der Sprung in die andere Dimension, den die Trajanssäule nur als Medienwechsel realisieren konnte, wurde also vom Christentum als realer behauptet. Es gab der Säulenstraße mit der Apsis nicht nur einen formalen Abschluß, sondern suchte in der Kalotte einen Übersprung in die Transzendenz, die allein der delirierenden Bewegung im irdischen Labyrinth ultimativen Halt geben konnte. Das delirierende Fortlaufen wurde verwandelt in zielgerichtete Pilgerschaft. Die christliche „*civitas peregrina*“ war insofern, wie Cacciari ausführt, keine Negation, sondern eine Revelation (d.h. Enthüllung und Wiederverschleierung) der „*civitas augescens*“: „Die Stadt kann nicht wachsen und gleichzeitig stets sicher ihre eigene Mitte bewahren. Um allumfassend zu werden, wird sie die Mitte aufgeben, pilgernd werden müssen.“³⁵ So wurde das Langhaus zum Ort der „*civitas peregrina*“, und so wurde jeder irdische Bau zur Pilgerstätte auf dem Wege, ein „augenblicklicher, flüchtiger Schutz“: „Das Heim ist nur *futurum*, *futura* unsere Stadt. *Cives futuri* sind wir selbst – wie Augustinus sehr treffend bemerkt. Der Kraft dieses Sehnsens entsprechend wird das Haus nur mehr unbedeutende ‚Wohnstätte‘ und jede Stadt *vicus*, ein gesichtsloses Dorf, indifferent, zu durchqueren und das war es dann auch.“³⁶

Der überkuppelte Zentralbau hatte seine Vorbilder im Pantheon und in Mausoleen, aber auch in Thermen und Sälen kaiserlicher Paläste. Wie das Bogenmotiv und der point de vue, so war auch die Kuppel eine römische Architekturform, die zunächst einem pragmatischen Zweck genügte, nämlich dem stützenlosen Überspannen großer Räume; und doch wurde auch dieses Motiv schon in vorchristlicher Architektur ins Metaphysische gewendet. Das Musterbeispiel dafür ist natürlich das Pantheon.³⁷ (Abb.51) Führen Bogenreihe und Platzgestaltung in die räumliche Ferne, d.h. in die Horizontale, so geht die Steigerung im Pantheon ins Vertikale. „Hadrian’s Pantheon“, so G.J. Wightman, „embodied the theme of the overarching sun embracing and transcending the pantheon of traditional, personalised deities. Chapels in honour of these deities are arranged in a ring around the great space of the cella, at the lowest of

three structural tiers. Each chapel is fronted by a pair of Corinthian columns. Here is the well-known domain of polytheism, shrouded in twilight. At the next tier, around the top of the inner drum wall, runs a band of rectangular geometric designs, generally responding to the major forms of the chapels. Above the second tier the dome begins to soar overhead. Deep rectangular coffers within the surface of the dome catch the light from the oculus and carry the forms of the second tier upwards. The coffers diminish in height as the dome rises, giving the impression that the dome rises much higher than it actually does. Eventually the coffering stops and a blank surface carries one up to the oculus itself, bathed in an intense glare of light, where one can barely make out the surface of the dome. The vertical journey is one of deconstruction, of gradual sacrifice of built form to the formless universality of light. William Mac Donald described the experience as a kind of heliophany, a celebration of the immanence and all-embracing power of the sun.“ Oder, wie Coomaraswamy über die Symbolik der Kuppel überhaupt sagt: „immediately above the apex of the dome‘ is as much as to say ‘beyond the Sun‘; all that is mortal being contained within, and all that is immortal exceeding the structure.“³⁸ „Wie von unsichtbaren Kräften fühlt man sich, selbst der körperlichen Schwere entkleidet, mitten unter die Kuppel gezogen, erlebt die Verwandlung des Unsinnlichen in ein Übersinnliches. Wiederum ist das stolze Für-sich-Sein des klassisch-griechischen Bauwerks durchbrochen. Es öffnet seine Seele der Seele des Menschen und ruft in letzter Steigerung die Erlebniskraft des aufnehmenden Subjekts herbei, um sich ganz zu realisieren.“ Weil der Betrachter über die Sphäre des Polytheismus, der zur kosmologischen Ordnung gehört, so ganz hinausgehoben wird in ein Übersinnliches, das alle irdische Ordnung hinterfängt, kommt Schweitzer zum paradoxen Schluß, das Pantheon sei „– seiner Wirkung nach – der erste wahre Kirchenraum. Er verhält sich zu der unklassisch rohen, architektonischen Schale wie die Seele zum Körper in der spätantiken Kunst, wie der Geist zur barbarischen, brutalen, kolossalen Form, wie das Transzendente zur diesseitigen Körperwelt.“ Das scheinen auch die frühen Christen schon gespürt zu haben, denn im Jahre 609 wurde das Pantheon von Papst Bonifatius IV. zur Kirche geweiht.³⁹

35 Cacciari 2002, S.65 (vgl. auch die Anmerkung des Übersetzers auf S.68).

36 Cacciari 2002, S.37 f. (Hervorhebungen im Original).

37 Vgl. Deichmann 1983, S.82: „Während die kirchlichen Zwecken dienenden einräumigen Zentralbauten, vor allem die überkuppelten, aus dem bisherigen römischen Formschatz übernommen und mitunter sogar weiterentwickelt werden konnten, ist der Zentralraum mit Umgang, nach allem, was wir bis heute an Denkmälern kennen, eine Neuerung, eine Erfindung innerhalb des Kirchenbaus constantinischer Zeit gewesen; ein entscheidender Schritt in der Architektur, der weite Wirkung im Osten und Westen haben sollte.“

38 Wightman 2007, S.521 f.; Coomaraswamy 1995, S.18. Zur kosmologischen Symbolik des Pantheons vgl. weiterhin Wilson Jones 2000, S.182–184. Die Attikazone wurde im achtzehnten Jahrhundert im klassizistischen Sinne verändert. Zur Baugeschichte vgl. vor allem Wilson Jones 2000, S.176–213. Für einen Tempel ist das Pantheon sehr untypisch, und über seine ursprüngliche Funktion kann in Wahrheit kaum Sicheres gesagt werden (vgl. Wilson Jones 2000, S.177–182), so daß sich die überwölbende Einheit des Differenten alternativ vielleicht auch säkularer als Bild des Römischen Reiches lesen ließe – dessen Vertreter sich im Pantheon vor dem Kaiser versammeln konnten.

39 Schweitzer 1963, II, S.210 f. und S.293.



Abb. 51 | Giovanni Paolo Pannini (1691–1765): Innenansicht des Pantheons in Rom (etwa 1734).

tont die hier geltende menschlich-staatliche Ordnung: der nackte einfache Stein unten für das Volk, die polierten Säulen und das vergoldete Gitter im Bereich des Kaisers, der Goldglanz der Kuppel als Zeichen des Gottesreiches.“¹⁰¹ In der Klimax von unten nach oben liegt zugleich eine deutlich eschatologische Tendenz. Denn: „Im Gewölbe des Mittelraums war vermutlich das apokalyptische Lamm Gottes mit den Vier Wesen („Evangelien-symbole“) und den 24 Ältesten dargestellt, die sich von ihren Sitzen erhoben haben und mit verhüllten Händen das *aurum coronarium* darbringen.“ Auf einen eschatologischen Sinn verweist auch der innere Umfang des Oktogons, der mit 144 Fuß das Maß der Mauer des Himmlischen Jerusalems hat (dort in Ellen gemessen, vgl. Apk. 21,17). Ein solches Maß von 144 Fuß Seitenlänge wies auch schon der quadratische Chorraum der Nordbasilika in der Doppelkirchenanlage von Trier auf, bei der auch mit weiteren Mitteln „die Himmelsvorstellung der Apokalypse (...) bestimmend auf die Baugestaltung“ einwirkte.¹⁰²

Kapelle St. Michael in Fulda

Der 822 geweihte kleine Zentralbau nördlich der Abteikirche („apparently in the tradition of the palace chapel at Aachen“ – John Onians) hat zwei Stockwerke: das untere, zu drei Vierteln ins Erdreich eingetieft besteht aus einem runden Raum mit Mittelstütze, der von einem mit Ringtonne gedeckten Kreis umfangen wird. Das Obergeschoß wurde 1092 (Weihe) neu errichtet als Rundbau mit Emporen über acht Säulen. Auch der karolingische Vorgängerbau hatte schon acht Säulen, vermutlich aber noch keine Emporen. Er wurde von Eigil, dem Abt des Benediktinerklosters (818–22), gestiftet und diente ihm selbst als Grablege (im Ostteil des Untergeschosses).¹⁰³

In seiner um 840 verfaßten Vita Eigilis deutet Candidus, „von Paulusworten ausgehend, das Bauwerk und seine Formen: die Kirche, aus den lebendigen Steinen der Heiligen

gefügt, hat in Christus den Schlußstein, das Fundament und die feste, tragende Säule; die acht Säulen entsprechen den acht Seligpreisungen (Mt 5,3–10) – „Die Kreisform der Kirche aber, die von keinem Ende begrenzt wird, die im Innenraum den Zusammenschluß des Lebens bewahrt, d.h. die göttlichen Sakramente, scheint nicht unangemessen zu bedeuten: das Reich der ewigen Majestät und die Hoffnung auf das ewige Leben und den sicheren Preis, mit dem die Gerechten verdient gekrönt werden in der Ewigkeit. (...)“ Die pantokratische Deutung hat deutlich eschatologische Tendenz.¹⁰⁴

Hrabanus Maurus, der Nachfolger Eigils als Abt des Fuldaer Klosters, verfaßte zur Weihe 822 ein Gedicht, in dem er auf das Grab Christi Bezug nahm: „Hoc altare deo dedicatum est maxime christo, cuius hic tumulus nostra sepulcra iuvat.“ Später wurde im Zentralraum des Obergeschosses zudem eine Nachbildung des Hl. Grabes errichtet, die bis 1715 dort stand und 1718 durch eine genauere Nachbildung ersetzt wurde.¹⁰⁵

Stephan Zilkens, der die Michaelskapelle als Karner-Kapelle deutet (sie war aber Begräbniskirche des Klosters anscheinend ohne Funktion einer Zweitbestattung von Gebeinen aus dem Klosterfriedhof), hat die zweistöckigen Karner-Kapellen generell mit dem Golgotha-Felsen in Verbindung gebracht. In der Grabeskirche von Jerusalem konnte man unterhalb des Felsens das Adamsgrab sehen. Das knüpfte an Deutungen Christi als des neuen Adam an: „Christi Tod am Kreuz bedeutet die Erlösung von den irdischen Qualen und die Hoffnung auf das ewige Leben. Mit seinem Tode wurde Adam, wie die apokryphen Schriften berichten, zum ewigen Leben auferweckt. Das Blut Christi drang nach der Überlieferung durch eine Felsspalte auf das Haupt Adams, der unter dem Kreuze bestattet lag, und erlöste ihn von der Erbsünde. Somit ist Adam der erste Mensch, der auferstanden ist und der erste Mensch, für den die christliche Heilserwartung in Erfüllung ging und gleichzeitig Symbol der Überwindung des Todes durch Christus.“¹⁰⁶ Mit Adam ist natürlich immer auch die Menschheit gemeint,

Harmonie und ‚Seligkeit‘ der Eins, der Prim (Leo Schrader).“ Sieben Tage dauerte die Schöpfung, der achte Tag leitet als Jüngster Tag ein, was nach ihr kommt. Zur symbolischen Funktion des Oktogons vgl. auch Roemer 1997, S.17.

103 Onians 1988, S. 79. Zur Kapelle vgl. Zilkens 1983, S.19–23 und S.177 f. und Untermann 2006, S.148.

104 Untermann 1989, S.57. Im Original zitiert bei Zilkens 1983, S.254, Anm.225 (Candidus: Vita Eigilis, MGHSS XV, I). Vgl. auch Krautheimer 1942, S.11 und Onians 1988, S.79–81.

105 Zitiert nach Zilkens 1983, S.115. Zur Nachbildung vgl. Zilkens 1983, S.21 und Untermann 1989, S.67.

106 Zilkens 1983, S.124 (insgesamt zur Golgotha-Deutung der Karner-Kapellen S.123–134). Als Quelle dieser Deutung, die erstmals bei Epiphaios im achten Jahrhundert belegt ist, vgl. etwa die „Schatzhöhle“ (Bezold 1981, S.63). In der Jerusalemer Grabeskirche befindet sich unterhalb des Kalvarienberges die Adamskapelle, in der Adams Schädel gelegen haben soll. – Zur Funktion der Fuldaer Kapelle vgl. Untermann 1989, S.57 f.

Abteikirche Saint-Bénigne Dijon
1001 - 1031
Rekonstruktion nach A.S.Wethey, K.J.C.
Handskizze

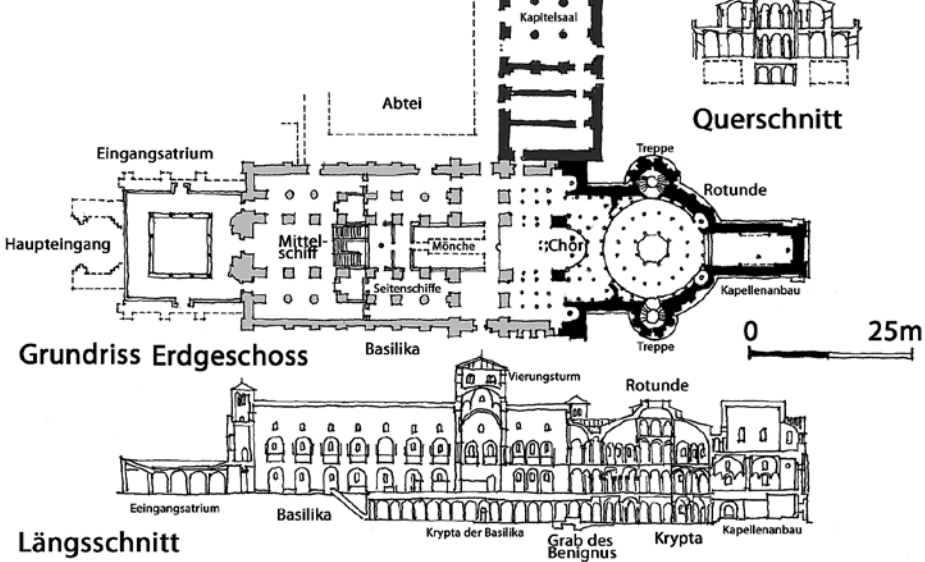


Abb. 58 | Rekonstruktionsskizzen von Saint-Bénigne in Dijon.

deren Stammvater er ist. „In der mittelalterlichen Malerei und Plastik finden sich häufig Darstellungen der Kreuzigungsszene, bei denen unterhalb des Kreuzes ein Schädel oder Knochen dargestellt sind. Diese verweisen in einem generellen Sinne auf die Wortbedeutung des Ausdrucks Golgotha, aber in einer spezielleren Bedeutung auch auf die Auferstehung Adams. / Diese Darstellungsweise findet sich in Byzanz bereits seit dem 6. Jahrhundert, aber in Europa erst seit dem 10. Jahrhundert, zunächst vornehmlich auf kleinen Elfenbeintäfelchen.“¹⁰⁷ Gegenüber den bildlichen Darstellungen wäre also die Fuldaer Kapelle sogar früher, solche Zusammenhänge von Grab des Menschen (Adams) im Untergeschoß und Christi Kreuzigung und Auferstehung im Obergeschoß zu verbildlichen. Es wird aber letztlich nur weitergeführt, was Confessio und Krypta ohnehin schon bedeuten. Gerade im Weihegedicht des Hrabanus Maurus und in der Deutung des Candidus zeigt sich zudem, daß eine solche vertikale Eschatologie (die auch im Michaels-Patrozinium zum Ausdruck kommt) mitgedacht wurde.

St. Bénigne in Dijon

Abt Wilhelm von Volpiano erbaute 1001 bis ca. 1018 seine Abteikirche anstelle eines karolingischen Vorgängerbaus über dem Grab des hl. Benignus als Basilika mit römischem Querhaus, Vierungsturm und – an die Apsis anschließend und damit konstantinischen Lösungen ähnelnd – einer großen dreistöckigen Rotunde, an die sich in der Verlängerung eine

ebenfalls dreistöckige (in den Flurhöhen aber höher gelegene) Kapelle anschloß (Abb.58). Von dem Bau ist zwar leider kaum etwas erhalten, weil das Langhaus 1271 durch einen gotischen Neubau ersetzt und die Rotunde und Kapelle 1792 abgetragen wurden, doch kann man sich anhand der Ruinen, alter Beschreibungen und Zeichnungen ein recht gutes Bild von diesem ungewöhnlichen Bau machen.¹⁰⁸

Die Rotunde, die hier in erster Linie interessant ist, wurde am 13. Mai 1018 der hl. Maria geweiht. Wilhelm Schlink sieht darin einen klaren Hinweis auf das Pantheon, „das als Geschenk des oströmischen Kaisers Phokas am 13. Mai 609 oder 610 durch Papst Bonifaz IV. auf den Namen ‚Sancta Maria ad Martyres‘ geweiht worden war.“ Diese Bezugnahme lag insofern nahe, als die Martyriologien des neunten Jahrhunderts behaupteten, Bonifaz habe mit dieser Weihe das Allerheiligenfest begründet, das von Papst Gregor IV. (827–44) auf den 1. November festgesetzt worden war. Der 1. November war nun aber der Tag, an dem seit dem sechsten Jahrhundert in St. Bénigne das Benignusfest gefeiert worden war. So könnte Schlink recht haben, wenn er die dreistöckige Marienrotunde mit ihrem einzigartigen Opaion als Bezugnahme auf das Pantheon versteht.¹⁰⁹

Was hier aber vor allem interessant ist, das ist die vertikale Eschatologie der Rotunde, die ja im Pantheon, wie oben beschrieben, bereits vorgebildet ist. In der Rotunde erschließt sie sich in erster Linie über die Altarpatrozinien, wie sie in einer Chronik des elften Jahrhunderts überliefert sind. „Während in frühchristlicher Zeit allgemein ein einziger Altar in den Kirchen das Zentrum der eucharistischen

107 Zilkens 1983, S.125.

108 Zu St. Bénigne vgl. Schlink 1978 und Untermann 1989, S.232–235.

109 Schlink 1978, S.123–126 (Zitat S.123).



Abb. 63 | Rom. Tempietto Bramantes.

heiligen Ort herum war ursprünglich ein ganzes Ensemble geplant (Abb.64): „Der Tempietto sollte in der Mitte eines Kreisperistyls stehen (das nie gebaut wurde), als Nukleus einer geordneten Umwelt, in der Raum und Zwischenraum, Baumasse und -inhalt in perfektem Gleichgewicht gehalten werden. / Der Tempietto ist eher ein Monument als ein Ort für den Gemeinschaftsgottesdienst, denn er bietet nur wenigen Menschen Platz. Er verkörpert die Idee eines freistehenden Zentralbaus mit einer Kuppel, die italienische Architekten mehr als ein Jahrhundert lang beschäftigt hatte: Symbol des konzentrischen Kosmos, himmlische Harmonie widerspiegelnd und die Geometrie der reinen Form.“¹⁹⁹ Auch die Maße waren harmonisch aufeinander abgestimmt: „Der Radius des Stufenringes um den Tempietto beträgt die Hälfte des Radius des gesamten Hofes und das Doppelte des Radius der Cella. Die Breite des Peristyls entspricht derjenigen des Stufenringes. Die Ringloggia sollte doppelt so breit, aber genauso hoch wie der Peristyl werden. Die Gesamthöhe des Tempietto ist seinem Durchmesser, beziehungsweise dem Hofradius gleich. Ein Kranz von 16 Strahlen teilt die Anlage. Vier Hofeingänge und Türen des Tempietto bezeichnen die Hauptachsen, die Fenster der Cella beziehungsweise Kapellen in den Ecken des Hofes liegen in den Nebenachsen. In den Achsen dazwischen befinden sich Nischen. / Die Strahlen werden durch die Architekturglieder sichtbar gemacht. Sie gehen von den Voluten des Kuppelaufsatzes im Zentrum des Hofes aus, laufen über die Rippen der Bleihaube und die Lisenen des Tambours; setzen sich in den Pilastern der Cella, den Säulen des Peristyls und der Ringloggia fort und enden in den Pilastern der Ringmauer.“²⁰⁰

Da Bramantes Tempietto aber einen heiligen Ort markiert, hat die Anlage letztlich einen zentripetalen Schwerpunkt, ist in sich und nach außen hin geschlossen. Ganz anders Palladios Villa Rotonda, die sich zentrifugal auf die Landschaft hin öffnet (Abb.65). Ihr Raum ist kein in sich ruhender Nabel mehr, sondern in alle vier Himmelsrichtungen ist eine Perspektive aufgerissen auf eine Landschaft, die sich nur im Ausschreiten, also zeitlich erschließen ließe; und nur die Unschlüssigkeit, in welche Richtung man stürzen solle, hält den Bau im Gleichgewicht. Palladios Villa hat eine leere Mitte, von der aus man zwar in die vier Richtungen der Welt schauen, die man aber nicht eigentlich besetzen will. „Zwar wird die Mitte der Zentralanlage nochmals durch einen in den Fußboden eingelassenen Löwenkopf [recte: Faunkopf. R.M.] betont, von dem im Wechsel rote und weiße Muster wie Speichen eines Rades ausstrahlen, aber der Eindruck eines alle Kräfte in sich sammelnden Zen-

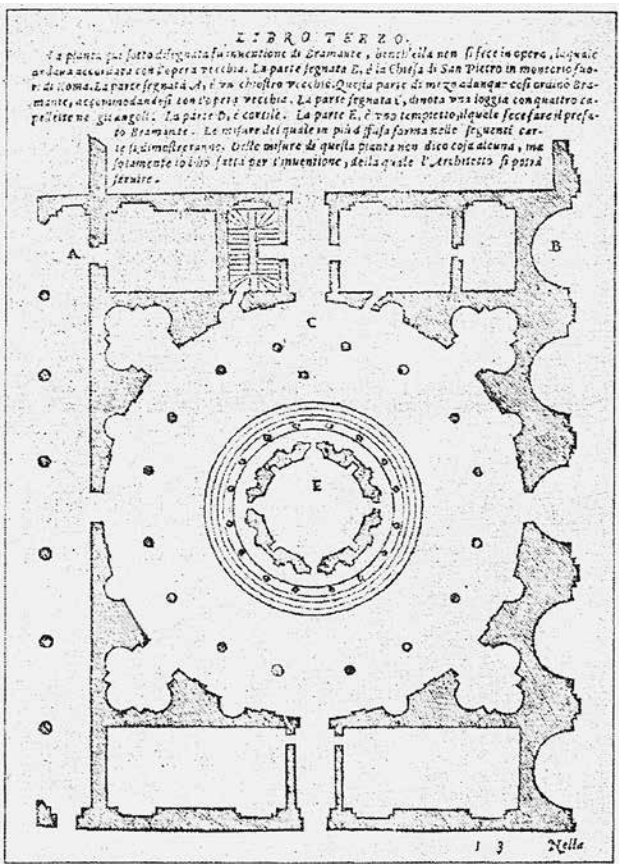


Abb. 64 | Nicht ausgeführter Gesamtplan von Bramantes Tempietto in Rom. Nach Serlio: Regole generali di Architettura (1545).

trums vermag sich nicht einzustellen: Ohne jedes direkte Licht [früher hatte allerdings der Saal noch keine Laterne, sondern einen Okulus. R.M.] bleibt der Raum dunkel, notwendigerweise ziehen die fast schachtartigen Korridore auf allen vier Seiten den Blick nach außen, in Richtung des Lichtes. An die Stelle von zentripetalen Kräften, auf die das Ganze wie die Einzelheiten hin angelegt zu sein scheint, treten umgekehrt zentrifugale Bewegungsimpulse.“ Palladio selbst schrieb über den Blick aus der Villa: „Onde perché gode da ogni parte di bellissime viste, delle quali alcune sono terminate, alcune più lontane, et altre, che terminano con l’orizzonte.“²⁰¹ Von außen gesehen erschließt sich die Zentrumserfahrung nicht in gleichem Maße (Abb.66), denn die Villa ist zwar schön gelegen und wie ein Monument gestaltet, aber die Landschaft ist nicht auf sie hin zentriert und geformt, wie es später in Versailles der Fall sein wird. Palladio selbst be-

199 Honour / Fleming 1985, S.377. Zur Baugeschichte vgl. Günther 1973. – „Humanisten und Theologen wiesen an Hand der apokryphen Schriften nach, daß Petrus im Vatikan gekreuzigt wurde.“ (Günther 1973, S.91). Aus politischen Gründen wollte vor allem der auftraggebende spanische König aber die Kreuzi-

gungsstätte den Pilgern vorweisen können, die das Angebot trotz der Einwände annahmen (vgl. dazu ebd., S.75–78).
200 Günther 1973, S.56 f.
201 Wundram / Pape 2004, S.195 f.; Palladio: Quattro libri dell’architettura. Venedig 1570. II, Kap.3, S.18 (zitiert nach Prinz 1980, S.71).

nahestehende Salomonische Tempel, der in der Rekonstruktion des spanischen Jesuiten Juan Bautista Villalpando (die 1604 in Rom publiziert wurde) die Urform aller antiken Architektur darstellte. Die von Villalpando rekonstruierte Salomonische Säulenordnung galt ihm etwa als Ausgangspunkt der klassischen Säulenordnungen und als Vorbild aller Architektur. Johann Bernhard Fischer von Erlach stellte den Salomonischen Tempel vor die ägyptischen Pyramiden an den Anfang seines „Entwurffs einer Historischen Architectur“ (Wien 1721). John Wood d.Ä. „ging insofern über Villalpando hinaus, als er nicht nur die biblische Überlieferung mit der klassischen Tradition zu harmonisieren, sondern eine jüdische Priorität in allen Fragen der Architektur nachzuweisen suchte und dementsprechend nicht erst den Salomonischen Tempel, sondern schon die Stiftshütte des Moses zum Urbild aller Architekturprinzipien erklärte, vergleichbar etwa der ‚Urhütte‘ des französischen Architekturtheoretikers Marc-Antoine Laugier (1713–1769).“²⁴⁷

c) Claude Lorrain und die Folgen

Claudes Sehnsuchtslandschaften

Claude Lorrains Landschaften sind Sehnsuchtslandschaften. Ihre Größe, ihre Schönheit, ihre Ruhe, ihr Licht erwecken den Wunsch, in sie einzutreten und das Pathos dieser antiken und alttestamentlichen Szenen zu teilen. Treffend formulierte es Theodor Hetzer: „Alles lebt im hohen und stillen Glanze des Lichts wie in einem ewigen Feiertage, in einem wahren Gottesfeiertage.“²⁴⁸ (Abb.75)

Claudes Besonderheit liegt aber darin, daß diese Sehnsuchtslandschaften die Sehnsucht selber vorbilden. Sie weisen über sich hinaus nicht im Sinne eines disguised symbolism, sondern insofern sie selber liminal sind. Häufig zeigen sie die Schwelle vom Land zum Meer, das sich unabsehbar in die Ferne erstreckt. Oft auch scheidet ein See oder Flußlauf den Vorder- vom Hintergrund, der sich ebenfalls zum Horizont hin verliert. „Was Goethe – wie zuvor schon Claudes Zeitgenossen – an dessen Bildern am meisten bewunderte, waren die verschwimmenden Horizonte und das Leuchten der gan-

zen Landschaft.“ (Bergmann) Kurt Gerstenberg formuliert es so: „Bei der Mehrzahl seiner Werke öffnet sich die Landschaft zwischen fester Rahmung durch Bäume oder Architekturen bis zu der in zartesten Tönen der Ferne sich auflösenden Grenzlinie von Himmel und Erde.“ „Daß der Maler ein unbestrittener Spezialist der fernen Horizonte war, wird schon von Sandrart und Baldinucci übereinstimmend hervorgehoben: ‚Die Lehrschul‘ aller Landschaft-Mahler‘ nennt Sandrart einmal Lorrains Bilder, aus denen die Maler lernen sollten, ‚wie man eine Landschaft vernünftig ordiniren / den Horizont beobachten, / alles dahin verlierend machen...‘“²⁴⁹

Die Sonne ist oftmals am Horizont zu sehen, tiefstehend, dem Auf- oder Untergang nahe, der über den Horizont hinausführt. „Er hatte es als einer der ersten gewagt, den direkten Blick in die tiefstehende Sonne zu malen. Seine unvergleichlichen Sonnenauf- und -untergänge wird Sandrart nicht müde, ausführlich und begeistert zu beschreiben.“ (Bergmann) Und noch auf seinem Grabstein in der Kirche Trinità dei Monti lautete die lateinische Inschrift: „Claude Gellée Lorrain, aus Champagne gebürtig, dem hervorragenden Maler, der die Strahlen der auf- und untergehenden Sonne in der Landschaft bewundernswert malte und in dieser Stadt, wo er seine Kunst ausübte, das höchste Lob unter den Großen erhielt.“²⁵⁰

Die von römischer Antike und Renaissance inspirierten Phantasiearchitekturen zeigen, im Morgenlicht erstrahlend, noch die Eierschalen und den Flaum eines anderen Tages; oder fassen, im Abendrot glühend, die Essenz des Tages noch einmal so in sich, wie es niemals mehr möglich sein wird. Walter Benjamin erfaßte dieses Sehnen, das Claudes Bilder vermitteln, in den Reisebildern des Kaiserpanoramas seiner Berliner Kindheit um neunzehnhundert. Wenige Sekunden, bevor die Bilder hinter den Fenstern wechselten und ruckweise zur Seite abzogen, ertönte ein Klingeln. „Und jedesmal, wenn es erklang, durchtränkten die Berge bis auf ihren Fuß, die Städte in ihren spiegelklaren Fenstern, die Bahnhöfe mit ihrem gelben Qualm, die Rebenhügel bis ins kleinste Blatt, sich mit dem Weh des Abschieds. Ich kam zur Überzeugung, es sei unmöglich, die Herrlichkeit der Gegend für diesmal auszuschöpfen. (...) Es kam vor, daß die Sehnsucht, die sie [die fernen Welten. R.M.] erweckten, nicht in das Unbekannte, sondern nach Hause rief. So wollte ich mich eines Nachmittags vorm Transparent des Städtchens Aix bereden,



Abb. 75 | Claude Lorrain: Odysseus übergibt Chryseis ihrem Vater (etwa 1644).

ich hätte auf dem Pflaster, das von den alten Platanen des Cours Mirabeau verwahrt wird, voreinst gespielt.“²⁵¹

So ist es mit den Bildern Claude Lorrains: Das Weh des Abschieds und die Erinnerung ans Niegekannte sind ihnen eingeschrieben. Die Sehnsucht nach den Landschaften der Antike und der Patriarchen weist auf etwas Ferneres zurück, von dem diese Landschaften selbst nur den Abglanz in sich bewahren: auf das irdische Paradies und das goldene Zeitalter. Das irdische Paradies, aus dem Adam und Eva vertrieben worden waren und vor das Gott einen Engel mit Feuerschwert gestellt hatte, um die Rückkehr zu verhindern, war dem Menschen nach christlichem Glauben nicht erreichbar, so daß nur der Sturz durch die Zeit in Richtung auf das himmlische Paradies blieb. Indem es aber in den Kontext der antiken Vorstellungen vom goldenen Zeitalter trat (wie schon Kolumbus es mit den glückseligen Inseln in Verbindung gebracht hatte), konnte es wie dieses zum utopischen Sehnsuchtsort werden. War vielleicht in der Frühe der Welt noch eine Erinnerung ans Paradies zu finden?

Arkadische Frühe

Schon bei Jacopo Sannazaro (1456–1530), dem sich die Wiederentdeckung Arkadiens als Schauplatz der europäischen Hirtendichtung verdankt, ist eine (ins achtzehnte Jahrhundert hinein fortwirkende) Historisierung idealer Sehnsuchtsorte deutlich erkennbar. „Denn die Hirtenlandschaft Arkadiens ist für den Dichter nicht nur ein fernes, utopisches Traumreich, sondern gehört, durch das klassische Vorbild Vergils, zugleich zur ‚sacrosancta vetustas‘, zum geheiligten Altertum, eröffnet also nicht nur eine Zuflucht aus der Wirklichkeit ins zeitlose Reich der Poesie, sondern auch aus der Gegenwart in die ideale Vergangenheit der Antike. Es handelt sich um kein ‚Zurück zur Natur‘, wohl aber um ein Zurück zur heiligen ‚Vorzeit‘, die mit der arkadischen Landschaft und ihren Hirten aufsteigt und erneuert wird. Das unterscheidet Sannazaro von Vergil: für diesen war Arkadien ein zeitloser Dichtertraum, ein bukolisch verklärtes Bild der Welt, wie sie

247 Vgl. Naredi-Rainer 1994, S.172–185 (Zitat S.183 f.).

248 Hetzer 1947, S.27. Vgl. schon Carl Ludwig Fernow in seinen „Römischen Studien“ (Zürich 1806): Die Landschaft lade uns ein, „selbst in ihren Gründen zu wandeln, durch ihre reizenden Fernen zu schweifen, in ihren kühlen Schatten auszuruhen.“ (zitiert nach Bergmann 1999, S.85)

249 Bergmann 1999, S.77, Gerstenberg 1952, S.36 und Bergmann 1999, S.78 (mit einem Zitat aus Joachim von Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- und Mahlerey-Künste. Nürnberg 1675. 2. Teil, Drittes Buch, S.333).

250 Bergmann 1999, S.80; Grabinschrift zitiert nach Bergmann 1999, S.103. 1836 erhielt Claude Lorrain ein Grabdenkmal in der

Kirche San Luigi dei Francesi an der gleichnamigen Piazza, nachdem französische Truppen 1798/99 den Grabstein in Trinità dei Monti beschädigt hatten (vgl. ebd. S.103 f.). – Ob es sich in Claudes Bildern um Sonnenauf- oder -untergänge handelt, kann man zum einen aus den Bildthemen entnehmen, zum andern aus den paarweisen Zusammenstellungen von Morgen- und Abendstimmung erschließen (Einzelheiten dazu bei Röthliberger 1961, I, S.28–31). Daraus ergibt sich: „Auf allen Gemälden kommt das leicht dunstige Morgenlicht von links, das warme Abendlicht von rechts. In seinem Spätwerk sind die Morgenstimmungen häufiger – aber das hing sicher auch von den Wünschen der Auftraggeber oder dem jeweiligen Bildthema ab.“ (Bergmann 1999, S.80)

251 Benjamin 1987, S.14 f.



Abb. 98 | Bruno Taut und Martin Wagner: Hufeisensiedlung in Berlin-Britz (1925–31).

hat, wenigstens bei den konsequentesten Architekten, gegen Osten zu Bett zu gehen, gegen Westen zu essen und Mutters Brief zu beantworten, und die Wohnung wird so organisiert, daß er es faktisch gar nicht anders machen kann.“¹⁹²

Kollektive

Im sogenannten „roten Wien“ entstanden zeitgleich Gemeindewohnungskomplexe, die mehr darauf bedacht waren, ein Kollektivgefühl zu erwecken, das in der Tradition des frühsozialistischen Gesellschaftstheoretikers Charles Fourier (1772–1836) stand, dessen „Phalanstère“ ein Versailles für die Massen sein sollte: eine Wohnanlage für 1620 Menschen auf dem Grundriß des Schlosses von Versailles, mit kollektivem Speisesaal, Bibliothek und Wintergarten sowie Produktionsstätten in den Seitenflügeln. „Die Architektur

für das Kollektiv beschränkt sich bei Fourier nicht auf formale Maßnahmen. Nicht nur die Produktionsmittel, sondern auch die Körper sollten in Fouriers wüstem Architekturraum dem Zugriff der Privatisierung entzogen werden: Ein zentraler Bestandteil seiner Theorie ist die freie Liebe.“ 1858–65 ließ der Industrielle Jean Baptiste André Godin nach einem vorangegangenen Fehlschlag ein „Familistère“ errichten. Dort gab es „überglaste Innenhöfe und in jeder Etage Wasser, eine Wäscherei, ein großes Schwimmbad mit beweglichem Boden, damit auch Kinder es benutzen konnten, und einen Müllschlucker – eine Erfindung Godins. Ein kollektiver Putzdienst sollte die Frauen von der Hausarbeit entlasten, eine Kinderkrippe sollte es Müttern ermöglichen zu arbeiten. Es gab kostenlose Medikamente und für einen Beitrag von ein bis zweieinhalb Francs im Monat eine medizinische Grundversorgung. Es gab eine kollektive Küche und eine Kooperative, die Lebensmittel günstig einkaufte (...)“¹⁹³

Es ging hier und im „roten Wien“ nicht nur um eine gebaute Großform, die eine Kollektividentität schaffen wollte, sondern um eine echte Kollektivierung nach innen, die mit einer gewissen Abschließung gegen außen einherging: „Gegen die vorhandene, sozial oftmals anders strukturierte Umwelt schlossen sich zumindest die vielgeschossigen Großblocks burgartig ab; so der Karl-Marx-Hof (1926–33) mit seinen 1382 Wohnungen in einer Länge von einem Kilometer. Mit Geschäften, Spielplätzen, Klubräumen, Wäschereien, Badehäusern, Gesundheitsberatungsstellen und sogar Zahnklinken, Kinos und Postämtern stellten sie regelrechte Städte in der Stadt dar. Die Autarkie der größeren, um innere Höfe gruppierten ‚Volkswohnungspaläste‘ bildete sich in ihren monumentalen, oftmals abweisenden Fassaden ab: so bei Karl-Marx-Hof, Karl-Seitz-Hof, Goethe-Hof oder Engelsplatz-Hof. (...) Die Arbeiterklasse schickte sich an, die Stadt zu besetzen, und gab zahlreichen Bauten nach außen fortifikatorischen Charakter, nach innen die Züge einer Fluchtburg. Dementsprechend wurden Eingänge und Treppenhäuser von den Straßen in die inneren Höfe oder Plätze verlegt, die Kommunikation intern fördernd aber nach außen erschwerend.“¹⁹⁴

Zugleich gehören diese Gemeindebauten des sozialdemokratischen Wiens in den Kontext fortlaufender Versuche, den Wohnblock als Grundbaustein einer urbanen Architektur weiterzuführen, indem die Hinterhöfe zu gestalteten Hofanlagen wurden und sich die Blöcke selbst auszeichneten „durch klare städtische Raumbildung, ansprechende Fassaden zum öffentlichen Raum sowie die Möglichkeit zur Mischnutzung mit Geschäften im Erdgeschoss und zur sozialen Durchmischung“.¹⁹⁵

Waren die Wiener Gemeindehöfe gleichsam ein Versuch, innerhalb einer großstädtischen Gesellschaft proletarische, aber quasi dorfähnliche Gemeinschaften mit Kollektivierung einzelner Haushaltstätigkeiten zu etablieren, dabei aber zugleich das Arbeitertum in die bürgerliche Stadt zu integrieren, so suchten einige sowjetische Kommunisten eine weitergehende Kollektivierung: „Die Urbanisten strebten eine kompakte Stadt mittlerer Größenordnung an, die sich aus gleichförmigen Wohnkombinaten zusammensetzte, deren Planung auf einer völligen Vergesellschaftung der Lebensformen basiert (Kollektivierung von Erziehung, Verpflegung etc.). Die ‚sozialistische Stadt‘ (*Sozgorod*) propagierte eine Typisierung aller Struktureinheiten. Der wichtigste Exponent dieser Richtung war der Soziologe Leonid M. Sab-

sowitsch. Seine Untersuchung ‚Die Stadt der Zukunft und die Organisation sozialistischer Lebensformen‘ (1929) ist für die Haltung der Urbanisten repräsentativ. Die Schrift macht deutlich, daß es Sabsowitsch vor allem um die totale Kollektivierung der Lebensformen geht; jede Form von Individualismus wird als kleinbürgerlich bezeichnet.“ Der individuelle Wohnraum ist bei Sabsowitsch auf ein Schlafzimmer von 2,5 x 3,5 m Fläche begrenzt. „Von Geburt an sollen die Kinder in eigenen Kinderkollektiven leben.“ Die familiären Beziehungen werden völlig aufgehoben: „Die Vergesellschaftung ist bei Sabsowitsch nicht mehr auf die Emanzipation des einzelnen gerichtet, sondern dient der Rationalisierung und Kollektivierung der Gesellschaft.“¹⁹⁶

Kosmologische Orientierung

„Die innere Gestalt von Canberra, der Hauptstadt Australiens, gliedert Walter Burley Griffin, ihr Architekt, durch ein Achsenkreuz (...); die einzelnen Stadtteile sind kreisförmig angelegt und in sich wiederum in Rechtecke unterteilt. / Die Geometrie der Stadtarchitekturen Le Corbusiers definiert sich durch den Schnittpunkt von zwei Achsen, die, soweit es Le Corbusier bestimmen konnte, immer genau von Norden nach Süden beziehungsweise von Osten nach Westen verlaufen; alle übrigen Straßen erzeugen ein Muster von Rechtecken, das an Schnittstellen durch Kreisformen verknüpft ist (...)“ Insofern ist der modernen Architektur die Orientierung an kosmologischen Mustern nicht ganz fremd. Letztlich zeigt sich aber gerade an Canberra, daß die Tradition der europäisch-amerikanischen Stadtplanung deutlich überwiegt: Wie in Rom, Paris und Washington D. C. werden wichtige Gebäude und Monumente durch gerade Achsen miteinander verbunden und zu lokalen Zentren des Straßennetzes gemacht.“¹⁹⁷

Anders verhält es sich mit der Planung von gmp (von Gerkan, Marg & Partner) für Lingang New City, eine neue Satellitenstadt von Shanghai. Das deutsche Architekturbüro sieht sich selbst ebenfalls in der Tradition europäischer Stadtbaukunst und schreibt auf seiner Homepage: „Die neugeplante Satellitenstadt Lingang New City soll auf 74 km² Platz für 800.000 Einwohner bieten und stellt neben Chandigarh, Brasilia und Canberra die einzige Stadtneugründung dieser Größenordnung während der letzten hundert Jahre dar. / Die konzentrische Struktur wird von radialen Strahlen in Form

192 Adolf Behne: Dammerstock. In: Die Form, 1930, S.163–166. Ge-kürzt abgedruckt in: Hartmann 1994, S.362–366, hier: S.362 f.

193 Maak 2014, S.164 und S.166.

194 Pehnt 1998, S.294. Vgl. auch Reinborn 1996, S.126–130. Dabei ist die Kollektividentität keine rein proletarische: „Die stillschwei-gende Übereinkunft unter den Architekten des ‚Roten Wien‘ be-zieht sich auf die Wiedergewinnung einer Semantik, in der [recte: die] das vollständige Erbe der ‚national-völkischen‘ Sprachen ein-gehen soll (...)“ „(...) der Wiener Wohnhof geht auf eine lange Tradition zurück, die unter anderem die Höfe einschließt, die sich

der Klerus in den Städten des 18. Jahrhunderts baute.“ (Tafari 1984, S.137 und S.136)

195 Sonne 2014, S.53. Über „Reformblöcke für das Wohnen in der Großstadt 1890 – 1940“ vgl. ebd. S.50–117, zu den Wiener Ge-meindebauten speziell S.69–74.

196 Kruft 1985, S.489; Möbius 2015, S.403–413 (Zitate S.406 und S.409).

197 Schabert 1997, S.112.

von Straßen und Wegen nach dem Prinzip einer Windrose überlagert. Sie geben der Stadt ein klares Ordnungsprinzip und unterteilen die bebauten Ringe in einzelne Sektoren.“ In der Mitte der Stadt wurde ein kreisrunder See von 2,5 km Durchmesser angelegt. Damit steht Lingang zwar in der Nachfolge der Hufeisensiedlung und des Leipziger Rundlings; daß aber die Orientierung auf die Mitte die gesamte Stadt prägt, zeigt doch sehr deutlich den kosmologischen Anspruch eines kosmologischen Reiches. In der Mitte des Sees könnte sehr gut ein Palast stehen.¹⁹⁸

Aber auch im Westen sucht man zuweilen nach kosmologischen Bezügen, die über eine bloße Wahlverwandtschaft hinausgehen. Ein Beispiel wäre die Bebauung eines 18 Hektar großen Geländes am ehemaligen Münchner Containerbahnhof (ab 2003). „Da sich das gesamte Gebiet in vier Flächenabschnitte gliedern lässt – Hackerbrücke, Donnersberger Brücke, die sogenannte Stadtkante entlang der Bahn und das Gelände am Park, thematisierte man die Zahl Vier und setzt sie gleich mit den Grundbausteinen des Lebens: Luft, Wasser, Erde und Feuer. / Das hochwertige Areal an der Hackerbrücke, das sogenannte Filetstück, soll das Element ‚Luft‘ symbolisieren. Mit leichter, transparenter Architektur will man Freiraum zum Denken, Planen, Arbeiten und Leben schaffen. ‚Da gibt es viele Möglichkeiten wie Stahl, Glas, Aluminium oder Verkleidungen mit leichten Materialien‘, sagt Hans-Peter Oberhuber von Vivico, der Leiter der Projektentwicklung ist.“ Das Wasserquartier erhält eine fast einen Kilometer lange Mäander-Form. „Eigenschaften des Elements Wasser will man architektonisch beispielsweise mit fließenden Übergängen zwischen Gewerbe- und Wohnflächen interpretieren. Mithilfe von visuellen und akustischen Eindrücken, mit geschlossenen Wasserkreisläufen und Brunnen soll das Thema Wasser ganz unterschiedlich inszeniert werden. / Für das dritte Teilstück direkt am Park wählte man das Element Erde, das synonym für die Verbundenheit des Menschen zu seiner Heimat stehen soll. (...) / Für das Element Feuer mit seinen Attributen Wärme und Licht konnte nur das Quartier rund um das historische Heizkraftwerk an der Donnersberger Brücke in Frage kommen.“¹⁹⁹ Man sieht, daß hier mit kosmologischen Themen eine neue Ikonographie der Architektur versucht und den Bewohnern ein Identifikationsangebot gemacht wird. Im Unterschied zu den Kathedralen des Sozialismus bleibt dieses Identifikationsangebot glücklicherweise unverbindlicher, und die ganze Ikonographie behält etwas Spielerisches. Denn wer

würde auch ernsthaft glauben, daß am Münchner Containerbahnhof ein kosmologisches Zentrum der Welt zu finden wäre. Damit unterscheidet sich der Rückgriff auf die vier Elemente andererseits kaum von den Casinos in Las Vegas, die mal das alte Rom (Cesar's Palace), mal den Wilden Westen, mal vielleicht auch die vier Elemente thematisieren.

d) Alternatives Wohnen

Wie Dostojewskis Großinquisitor meint auch der sozialistische Architekt immer schon zu wissen, was die Menschen brauchen, und er kann sich im Zweifelsfall stets auf Zahlen berufen, die ihm genau das bestätigen. Mit Recht kritisierte Robert Venturi deshalb: „Totale Vorplanung ist das genaue Gegenteil einer inkrementellen Stadtentwicklung, bei der jedes Wachstum das Resultat von Entscheidungsprozessen der Vielen ist: Das Konzept der Gesamtplanung beinhaltet das Rollenkonstrukt eines messianischen Architekten, der den Mischmasch des städtischen Konglomerats wieder in Ordnung bringt (...).“²⁰⁰ Nur leider ist nicht zu erkennen, daß Venturi oder die sich auf ihn berufende Postmoderne es grundsätzlich besser gemacht hätten. Auch sie meinten zu wissen, welche Ordnung die Menschen wirklich brauchen, und bauten sie. Charles Moores „Piazza d'Italia“ in New Orleans zum Beispiel ist, so Werner Oechslin in der Besprechung einer Ausstellung zur „Revision der Postmoderne“, nach Aussage des Ausstellungskatalogs „von den Bewohnern nie wirklich angenommen worden. Nun wurde die ‚städtebauliche‘ Anlage zum Eingangsbereich eines Hotels umfunktioniert. Sollte die Postmoderne tatsächlich städtebauliche Ambitionen gehabt haben, und niemand möchte das wirklich bestreiten, so sind diese im Falle der ‚Piazza d'Italia‘ der Privatisierung anheim gefallen. Was städtisch gedacht war, ist jetzt Lifestyle- und Wellness-Ornament. Oder war die ‚Piazza d'Italia‘, trotz den (!) humanistischen Intentionen ihres Erfinders, doch nur ein Bild, ein kulturgeschichtliches Versatzstück?“²⁰¹

Aussteigerkommunen

Als Venturi empfahl, von Las Vegas zu lernen, gab es bereits zahlreiche Versuche, einen Sozialismus von unten zu leben, als echte Graswurzelbewegung. Die neuen Formen des Zusammenlebens sollten zunächst etwas Experimentelles und

198 Homepage www.gmp.de/de/projekte/407/lingang (am 04.01.2024). Dort heißt es weiter: „Im Jahre 2008 war der erste Bauabschnitt der neuen Stadt für 80.000 Einwohner auf dem Gebiet des heutigen Festlandes abgeschlossen. Zweiter und dritter Bauabschnitt folgen bis zum Jahr 2020. Das hierfür benötigte Areal wurde durch Aufschüttung dem Ozean abgerungen. Im Zuge dieser

Landgewinnung entstand auch der Lake Dishui – als Mittelpunkt der neuen Hafenstadt.“ Zum Projekt vgl. auch Pehnt 2006, S.468.

199 Mayring 2003.

200 Venturi u.a. 1997, S.175.

201 Oechslin 2004.